

Werte

Da standen die beiden älteren Männer nun an der Bude und tranken ihr Feierabendbier. In Rente waren sie beide noch nicht, aber lange konnte es wohl nicht mehr dauern. Jedenfalls verwiesen sie einander wohlmeinend darauf, wie lange sie schon „geklebt“ hatten. Man wusste ungefähr, was der andere geschafft hatte, wo er gearbeitet hatte und was er vom Leben erwarten durfte.

Den Kiosk nannten sie selbstverständlich Bude, mit einem langgezogenen, tiefen U in der Mitte. Schon dieses Wort passt ganz gut ins Ruhrgebiet. Es klingt bodenständig deutsch und trägt doch Spuren einer Sprachgeschichte in sich, die sich um solche Reinheiten wenig kümmert. Überhaupt ist die Illusion eines sprachlich und kulturell ganz und gar deutschen Ruhrgebiets ziemlich fadenscheinig. Hier mischen sich westfälische, rheinische und niederdeutsche Brocken mit polnischen, jiddischen, türkischen und vielen anderen. Man hört die Wanderungen der Menschen noch in den Wörtern.

Und trotzdem gibt es hier ein starkes Wir.

Vielleicht sogar gerade deshalb.

An der Bude kann man allerdings auch sehen und riechen, dass dieses Wir nicht unveränderlich ist. Es gibt Dinge, die verschwinden, andere kommen hinzu. Was einer aus seiner Kindheit kennt, ist für den anderen schon Folklore. Die nächste Generation bringt wieder andere Gewohnheiten mit, und manche schauen darauf mit einer gewissen Sorge. Was wird aus unseren Traditionen? Was wird aus unseren Werten?

Dabei war das schon früher nicht so einfach.

Die Kleingärten, die heute vielen als Inbegriff deutscher Ordnung erscheinen, wurden von Menschen geprägt, die ganz verschiedene Vorstellungen davon mitbrachten, was auf so einem Stück Land zu wachsen habe. Da traf Schrebergarten auf Datscha, deutsche Bohnenstange auf anatolischen Gemüsebau. Später wurde über das Schächten gestritten, über Kopftücher, über Hochzeiten, die zu laut waren, und über Straßenfeste, die sich nicht zuverlässig an die Uhrzeit hielten.

Recht und Ordnung also?

Deutsche Werte?

So recht überzeugend klingt das nicht.

Oder Bescheidenheit, Treue, Nächstenliebe und was man sonst gern unter christlichen Werten zusammenfasst?

Auch da wird es schnell unübersichtlich, wenn man genauer hinsieht.

Vielleicht ist das Ruhrgebiet deshalb nicht nur ein Melting Pot of Nations, sondern konsequenterweise auch ein Melting Pot of Values. Menschen haben nicht bloß ihre Küchen, Sprachen und Feste miteinander vermischt. Sie haben miteinander gearbeitet, gestritten, geheiratet, Fußball gespielt, Häuser gebaut, Kinder großgezogen und dabei auch ihre Vorstellungen davon verändert, was sich gehört und was nicht.

Erstaunlicherweise scheint diese Unübersichtlichkeit viele gar nicht besonders aufzuregen. Jedenfalls nicht dauerhaft. Man schimpft ein bisschen, man wundert sich, man erzählt, dass es das früher nicht gegeben habe, und irgendwann gehört das Neue dann doch irgendwie dazu.

An einer anderen Veränderung aber geraten manche tatsächlich ins Hintertreffen.

Die digitale Welt wechselt ihre Gestalt in einem Tempo, das mit den bisherigen Veränderungen kaum vergleichbar ist. Eben hat man gelernt, wie WhatsApp funktioniert, da reden die Kinder von TikTok. Kaum weiß man, wie man einen Link verschickt, soll man beurteilen können, ob ein Video echt ist, ob eine Nachricht von einer Zeitung stammt, von irgendeinem Kanal oder von jemandem, der mit Empörung Geld verdient.

Für manche ist das lästig. Für andere wird es zum Problem.

Wer genug Geld hat, eine gute Ausbildung, Kinder oder Freunde, die weiterhelfen, findet meistens irgendeinen Weg. Wer ohnehin knapper lebt, weniger Bildungschancen hatte und mit Behördenbriefen, Onlinebanking und neuen Geräten schon genug zu tun hat, dem fehlen schneller die Möglichkeiten, Schritt zu halten.

Viele versuchen trotzdem, ihren Kindern das Digitale zu ermöglichen, was immer dieses Digitale gerade sein mag. Das neue Handy, den Zugang, das Spiel, den Rechner für die Schule. Und über die Kinder kommen die neuen Öffentlichkeiten in die Familien.

Dabei ist nicht die Kultur rund um die Bude besonders fragil. Im Gegenteil. Sie hat erstaunlich viel ausgehalten.

Fragiler geworden ist der Zugang zur gemeinsamen Öffentlichkeit.

Früher konnte einer an der Bude Unsinn erzählen, und vielleicht stand drei Meter weiter jemand, der widersprach. Einer kannte einen, der beim Amt arbeitete. Einer hatte etwas in der Zeitung gelesen. Ein anderer wusste zwar auch nichts Genaues, sagte das aber wenigstens. Es war keine besonders zuverlässige Informationsordnung, gewiss nicht, aber sie hatte etwas Entscheidendes: Die Menschen waren füreinander sichtbar.

Heute kommt eine Behauptung auf dem kleinen Bildschirm daher, begleitet von Bildern, Musik und der beruhigenden Zahl, dass bereits zweihunderttausend andere Menschen sie angesehen haben. Wer soll da eigentlich noch widersprechen? Und wo?

Vielleicht liegt eine der großen Gefährdungen unserer Zeit deshalb nicht darin, dass zu viele unterschiedliche Werte aufeinandertreffen.

Vielleicht liegt sie darin, dass wir immer weniger gemeinsame Orte haben, an denen wir darüber sprechen können.

Ein Wert ist ja zunächst nur ein Wort. Freiheit. Treue. Gerechtigkeit. Ordnung. Würde. Heimat. Jeder kann es aussprechen, und manchmal merkt man erst nach mehreren Sätzen, dass zwei Menschen mit demselben Wort etwas ziemlich Verschiedenes meinen.

Gemeinsamkeit ist etwas anderes.

Sie zeigt sich manchmal viel unscheinbarer.

Die beiden Männer an der Bude hatten ihr Bier inzwischen ausgetrunken. Jedenfalls glaubten sie das. Sicherheitshalber prüfte jeder seine Flasche noch einmal, hielt sie ein wenig schräg, als könnte sich unten doch noch ein letzter Schluck verborgen haben. Es war nichts mehr zu holen.

Also machten sie sich auf den Heimweg.

Nach wenigen Metern begannen sie, das Schalker Lied zu singen. Es war musikalisch kein besonderer Genuss. Sie sangen in verschiedenen Tonlagen, fanden keinen gemeinsamen Einsatz und schienen sich auch beim Tempo nicht einigen zu können. Trotzdem war ohne jeden Zweifel zu erkennen, dass es dasselbe Lied war.

Vielleicht hatten sie es schon hundertmal gesungen.

Vielleicht nach Siegen, vielleicht häufiger nach Niederlagen.

Für einen kurzen Augenblick legte der eine dem anderen die Hand auf die Schulter, und der andere tat es ihm gleich. Es war nur eine Andeutung jener Verbrüderung, die man nach einem wichtigen Heimsieg auf den Rängen sehen kann. Mehr hätte auch gar nicht zu ihnen gepasst.

Dann nahmen sie die Hände wieder herunter und gingen weiter.

An der nächsten Ecke trennten sich ihre Wege. Jeder ging nach Hause, jeder wieder für sich.

Das Gemeinsame war deshalb nicht verschwunden.

Es hatte nur für einen Augenblick eine Form angenommen.